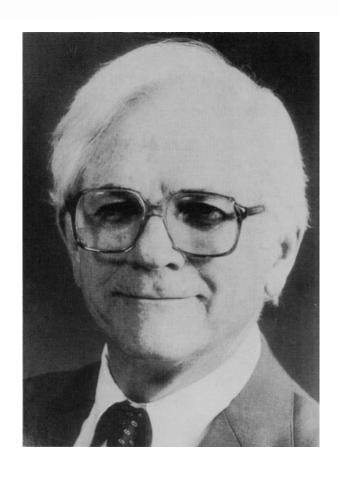


Einhardpreis 1999 Otto Pflanze



Laudator:
Prof. Dr. Kurt Düwell
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Einführung:
Prof. Dr. Franz-Friedrich Neubauer
Lausanne und Seligenstadt
International Institute for
Management Development Lausanne

Otto Pflanze

Dank

Sehr geehrte Herren Düwell und Neubauer, sehr geehrte Mitglieder der Jury und der Einhard-Stiftung, liebe Bürger dieser schönen alten Stadt,

es ist eine Ehre und Freude, heute hier in Ihrer Mitte zu sein. Gestatten Sie mir bitte, auch die Angehörigen der Familie Pflanze-Frische-Graham willkommen zu heißen, die wir über siebentausend Kilometer gereist sind, um an dieser Feierstunde teilzunehmen, sowie ganz besonders meine aus Windisch Eschenbach in der Oberpfalz gebürtige Frau Hertha geborene Haberländer und unsere erwachsenen Kinder: Stephen, der als Diplom-Ingenieur in Kalifornien arbeitet; Charles, unser zweiter, in Hamburg geboren und gegenwärtig in St. Paul / Minnesota in der Sozialarbeit tätig; sowie zu guter Letzt Prof. Dr. Katrine Pflanze-Hatfull, die am Washington- und Jefferson-College in Pennsylvania einen Lehrstuhl für Französische Literatur innehat.

Ein wissenschaftliches Werk wie das, für das ich hier und heute geehrt werde, zu erarbeiten und zu schreiben, war natürlich nicht möglich, ohne der Familie etliches an Opfern zuzumuten.

Wie der englische Dichter John Donne einmal schrieb; "Kein Mensch ist eine Insel". Es gab aber auch Entschädigungen für die Familie, insbesondere die Möglichkeiten, in Europa zu wohnen und in Ferienzeiten überall reisen zu können, von Dänemark bis Rom, von Venedig bis London, und dazu über fremde Sprachen und Kulturen etwas lernen zu können.

Für diese Vorteile möchte ich mich bei den Stiftungen - den amerikanischen wie den deutschen - bedanken, die uns in der Zeit meiner Forschungsarbeit für das Werk unterstützt haben. Lassen Sie mich eine Minute dafür aufwenden, die Zeiträume und die Geldgeber aufzuzählen:

1951 bis 1952: The American Council of Learned Societies

1955 bis 1957: Fulbright Commission

1966 bis 1967: The Guggenheim Foundation

1970 bis 1971 Institute für Advanced Study (Princeton)

1975 bis 1976: National Endowment for the Humanities

1976: International Research and Exchanges Board

bekannt als IREX

1980 bis 1981: Das Historische Kolleg, München

1986: Die Thyssen-Stiftung

Der amerikanische Kunstmaler Andrew Warhol prägte nach seinem Aufstieg zum anerkannten Künstler den Ausspruch: "In Zukunft wird jeder Mensch fünfzehn Minuten lang berühmt sein". Dank der Einhard-Stiftung ist diese Zukunft für mich heute zur Gegenwart geworden. Von meiner Viertelstunde habe ich schon fünf Minuten verbraucht. In den Minuten, die ich noch habe, möchte ich die kulturellen Einflüsse meiner frühen Jahre beschreiben, Einflüsse, die entscheidend waren für den Verlauf meiner Ausbildung und für meinen beruflichen Werdegang.

Anders als mein Name es suggerieren könnte, bin ich kein gebürtiger Deutscher. An meiner Aussprache haben Sie sicher längst erkannt, daß Sie einen Amerikaner vor sich haben, oder genauer gesagt, einen, der im südlichen Teil der Vereinigten Staaten geboren und aufgewachsen ist, nämlich in Ost-Tennessee. Das ist gewiß nicht der tiefe Süden, wie sie ihn aus Margaret Mitchells "Vom Winde verweht" oder aus den Romanen und Erzählungen William Faulkners kennen. Der östliche Teil des Staates Tennessee ist vielmehr eine Mittelgebirgsregion, die in das breite Tal des Tennessee River und seiner Nebenflüsse eingebettet ist. Die meisten der dort lebenden Menschen sind schottisch-irischer Abstammung, Nachkommen von Einwanderern aus einer sehr viel früheren Zeit, die damals von North Carolina aus über die Kämme und Pässe des Appalachengebirges westwärts zogen, auf der Suche nach bebaubarem Land. Die Feldfrüchte, die sie anbauten, waren Weizen, Mais und Tabak, nicht Baumwolle wie anderswo im amerikanischen Süden. Ihre Farmen waren - und sind auch heute noch keine - Plantagen, sondern verhältnismäßig kleine Familienbetriebe, die nicht durch Sklavenarbeit, sondern von den Eigentümerfamilien selbst bewirtschaftet wurden. Städte gab es nur wenige, und man war in der Regel protestantisch aus tiefster Überzeugung. Katholiken waren so gut wie unbekannt, Lutheraner desgleichen.

Daß mein Großvater, Karl Pflanze, sich bald nach seiner Ankunft in Amerika diese Gegend aussuchte, um sich niederzulassen und eine Familie zu gründen, ist bemerkenswert, denn natürlich war dort Deutsch eine Fremdsprache. Der Strom deutscher Einwanderer, der sich vom frühen 19. Jahrhundert an über den Atlantik nach Nordamerika ergoß, versikkerte vorwiegend in den Großstädten und den Ackerbaugebieten des mittleren Westens. Bis zum heutigen Tag findet man auf den entlang einsamer Landstraßen aufgereihten Briefkästen bäuerlicher Anwesen zwischen Ohio und den beiden Dakotas mehrheitlich deutsche Familiennamen. Auf der anderen Seiten haben sich deutsche Einwanderer aber auch in Großstädten wie Chicago, Cincinnati, St. Louis oder Milwaukee niedergelassen, wie ein Blick in die jeweiligen örtlichen Telefonbücher zeigt. Noch im späten 19. Jahrhundert war Deutsch die Alltagssprache

der meisten Bewohner dieser Städte. Mein Großvater Karl bestieg, wie die mecklenburgischen Verwandten und Bekannten, die vor ihm gekommen waren, nach seiner Landung in New York 1863 einen Zug nach Milwaukee in Wisconsin. Dort lernte er Louisa Dorothea Bülow kennen eine Cousine, die ebenfalls aus Mecklenburg ausgewandert war - und heiratete sie. Louisa litt an Tuberkulose, und Karl, der alles tun wollte, um ihr Leben zu retten, beschloß, nicht in Milwaukee zu bleiben, sondern in südlichere Gefilde mit milderen Wintern umzuziehen.

Er entschied sich für das Bergland von Ost-Tennessee und ließ sich schließlich in Maryville nieder, damals noch ein Dorf. Louisa Dorothea brachte der Umzug nach Tennessee keine Genesung; sie starb Ende 1870, wenige Monate nach ihrer Ankunft in Maryville. Zurück blieb ein untröstlicher Ehemann, der in seinen Briefen über den erlittenen Verlust klagte und seine Einsamkeit schilderte. Ein anderer wäre nach einem solchen Schicksalsschlag vielleicht nach Milwaukee zurückgekehrt oder in eine der deutschsprachigen Städte des Nordens gezogen. Doch er beschloß, sich postalisch um die Gunst von Louisa Dorotheas jüngerer Schwester Marie zu bemühen, die ihn 1873 schließlich erhörte, wenn auch nicht ohne Zagen. Sie hatte Angst, die englischsprachigen Einwohner von Ost-Tennessee würden sie nicht akzeptieren.

Karl schrieb ihr eindringliche Briefe: "Ich habe zwar ein Haus, aber kein Heim Oft habe ich gedacht, die Zeit würde alles gut machen und habe diese Zeit auch nur wie ein Verlassener gelebt. Doch wenn ich bedenke, mein ganzes Leben so allein zuzubringen und keinen um mir zu haben, der mir gut ist, so wird mir recht mal zu Muthe. So (frage) ich Dich, liebe Mary, ob du fühlst, das Leben mit mir theilen zu können, zu mir kommen zu können, um meine Frau zu werden. Das möchte frei und aus Liebe geschehen und es ist für immer".

Marie Bülow akzeptierte seinen Heiratsantrag fast postwendend. Es schloß sich ein Briefwechsel an, in dem er ihre Ängste zu zerstreuen versuchte. Zu ihren Befürchtungen, sie werde in Maryville keine gute Figur machen, schrieb er: "Erfahrung hast du gewiss so viel wie diese hier, und wirst uns Deutschen Ehre machen, denn [wir sind] allein und machen es, wie es uns gefällt. Sei nur nicht bange, wir werden recht fertig und werden noch glückliche Tage sehen".

Vier Söhne gingen aus der Ehe hervor. Die Vornamen, die sie ihnen gaben, zeugen davon, daß Karl und Marie noch nicht gewillt waren, ihre deutsche Identität zugunsten der schottisch-irischen Kultur ihrer Wahlheimat aufzugeben:

Karl Friedrich Peter, geb. 1874 - Ludwig (Heinrich Christian), geb. 1876 Robert Joachim Johann, geb. 1879 - Otto Paul Felix, geb. 1884. Getauft wurden die Söhne in der neugegründeten lutheranischen Gemeinde von Knoxville, das eine halbe Eisenbahnstunde nördlich von Maryville lag. Drei der Söhne anglisierten ihre Vornamen: aus Karl wurde "Charles", aus Ludwig "Louis" oder "Looey", aus Robert wurde "Robert" oder "Rob" (eine leichte Übung). Mein Vater jedoch blieb auf seinem "Otto" sitzen, denn dafür gab es keine englische Entsprechung. Doch wie schnell die Assimilation vor sich ging, läßt sich aus der Partnerwahl der vier Söhne ersehen; alle ihre Bräute waren englischer oder schottischirischer Herkunft. Von den insgesamt fünf Enkelkindern erhielt nur eines einen deutschen Vornamen, nämlich Otto Paul Pflanze - also Otto der Zweite.

Und die deutsche Muttersprache? Wie lange hielt sie sich inmitten der schottisch-irisch geprägten Umwelt? Abgesehen vielleicht von "Charles", dem ältesten Sohn Karls, kriegte die erste auf amerikanischem Boden geborene Generation wenig von deutscher Sprache und Literatur ab. Doch die Realität der deutschen Abstammung der Familie Pflanze ist nicht aus unserem kollektiven Bewußtsein verschwunden. Nachdem jeder ihrer vier Söhne geboren wurde, sind Karl und Marie mit den Zug nach Knoxville gefahren, ungefähr 45 Kilometer entfernt, um sie taufen und in die neue lutheranische Kirche registrieren zu lassen. Die Gemeinde wurde 1870 neu gegründet. Das Haus., das Karl und Marie 1893 erbauten, hatte keine deutschen Kennzeichnungen; es wurde im Baustil erbaut, der in Amerika als "viktorianisch" bekannt ist. Das Weihnachtsfest aber wurde jedes Jahr nach deutscher Tradition gefeiert, und in den Bücherregalen im Wohnzimmer standen ein Stieler Handatlas und die gesammelten Werke Goethes und Schillers; kleine Büsten aus Porzellan von Mozart, Beethoven und Wagner standen auf dem Kaminmantel im Besuchszimmer. An den Wänden des Speisezimmers hingen Porträts von zwei imponierenden Männern mit ernsten Gesichtern. Als Zehnjähriger fragte ich meine Mutter einmal: "Wer sind diese Männer?" und äußerte die Vermutung, es könne sich um Abraham Lincoln und Ulysses S. Grant handeln. "Nein", sagte sie, "es sind Otto von Bismarck und Hellmuth von Moltke".

Es wäre eine lächerlich triviale Vereinfachung, wenn ich behaupten würde, diese Mitteilung meiner Mutter habe den Grundstein für mein späteres wissenschaftliches Interesse an Bismarck gelegt und damit indirekt für das biographische Werk, für das ich heute diese Ehrung der Einhard-Stiftung entgegennehmen darf. Meine Geschwister und ich waren uns natürlich unserer deutschen Abstammung bewußt, und die ethnische Außenseiterrolle, in der sich unsere Familie befand, blieb nicht ohne Konsequenzen. Karl hatte in den Briefen, die er im Verlaufe seiner schriftlichen Brautwerbung an Marie geschickt hatte, mehr als einmal versichert,

die Mitbürger, die er kennengelernt habe, und die Kunden, die seine Möbeltischlerei frequentierten, seien "gut" zu ihm. Marie knüpfte indes nicht viele Kontakte zu anderen Frauen in Maryville, und dies obwohl Karl in der Stadt ein hochangesehener Mann war. Man schätzte seinen Gemeinsinn, seine Aufrichtigkeit und Integrität. Alle seine Söhne heirateten Frauen schottisch-irischer Abstammung. In der darauffolgenden Generation aber haben die zwei Söhne von Otto deutsche Mädchen geheiratet.

Karl hatte in den 1860er Jahren in der deutschsprachigen Presse des amerikanischen Mittelwestens die Entwicklungen in Europa und Deutschland verfolgt, die zur Reichsgründung von 1871 führten. Offenbar erfüllte die nationale Einigung Deutschlands ihn mit Genugtuung. Trotzdem kündigte er im Jahre 1874 dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Gefolgschaft auf und nahm die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Soweit wir wissen, spielte er nie mit dem Gedanken an eine Rückkehr in sein Vaterland. Leider habe ich keine Gelegenheit gehabt, Großvater Karl über seine Meinungen persönlich auszufragen - aus gutem Grunde: Er starb 1916 - zwei Jahre vor meiner Geburt.

Vor Beginn meines Graduiertenstudiums an der Yale University absolvierte ich drei Semester lang Deutschkurse für Fortgeschrittene. Fremdsprachen wurden damals freilich wie Latein als tote Sprachen gelehrt, die man liest, aber nicht spricht. Wir lernten deutsche Grammatik, paukten Vokabeln und lasen einige klassische Texte, doch in der praktischen Handhabung der deutschen Sprache wurden wir nicht unterrichtet. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs kam man von dieser rein literarischen Art des Sprachstudiums ab, doch für mich war es da schon zu spät.

Als der Krieg in Europa zu Ende war, bewarb ich mich einmal um die Aufnahme in ein für den Dienst in Deutschland bestimmtes militärisches Team; ein der deutschen Sprache mächtiger Offizier hatte die Aufgabe, das Personal zu rekrutieren. Er stellt mir nur eine Frage: "Verstehen Sie mich?". Ich antwortete "Ja" und war sofort angenommen. Mit diesem einen Wort hatte ich meine mündliche Prüfung mit der Note eins bestanden.

Trotzdem kam ich aber nicht nach Deutschland. Das Zwanzigste Geschwader der US-Luftwaffe forderte für einen Einsatz auf der Insel Guam im fernen Pazifik einen Historiker an. Dort mußte ich die Zeit bis nach der Kapitulation Japans totschlagen.

Nach der Rückkehr nach Yale im Frühjahr 1946 stellte sich die Frage, zu welchem Thema und unter wessen Anleitung ich meine Dissertation schreiben würde. Ich kam rasch zu dem Schluß, daß meine erste Wahl der aus Deutschland emigrierte Historiker Hajo Holborn war, der sich

mit seinen Veröffentlichungen zur Deutschen Geschichte von der Reformation bis zum 19. Jahrhundert zu dieser Zeit schon einen sehr guten wissenschaftlichen Namen gemacht hatte. Als Holborn mich fragte, welcher Bereich der deutschen Geschichte mich besonders interessiere, erinnerte ich mich an die Bilder an der Eßzimmerwand zuhause und sagte "Bismarck". Er erklärte mir, nach seiner Überzeugung gebe es in der Forschung zur Bismarck-Ära noch gewichtige unbeantwortete Fragen. Für mich das Signal zum Loslegen.

Von Holborn, der auch Vorlesungen zur Geschichtsphilosophie hielt, lernte ich, daß historische Forschung mehr ist als die beschreibende Rekonstruktion geschichtlicher Ereignisse, daß es vielmehr in erster Linie um die Lösung von Interpretationsproblemem geht. Holborns Lieblingsphilosoph war Wilhelm Dilthey, und so begann ich mich in einem mittleren Stadium meiner Laufbahn in die Werke Diltheys einzulesen. Hier stieß ich schließlich auf eine Passage, die mein Herangehen an das sogenannte Bismarck-Problem beinflußt hat: "Ist Biographie möglich?" fragte Dilthey und gab darauf die folgende Antwort: "Der Lebenslauf einer historischen Persönlichkeit ist ein Wirkungszusammenhang, in welchem das Individuum Einwirkungen aus der geschichtlichen Welt empfängt, unter ihnen sich bildet und nun wieder auf diese geschichtliche Welt zurückwirkt." Von diesem Grundgedanken ausgehend entwickelte ich einen umfassenden Ansatz, der wirtschaftliche, gesellschaftliche und andere materielle Faktoren mit einschloß, die der Aufmerksamkeit des Antimarxisten Dilthey entgangen waren.

In den Jahrzehnten meiner Arbeit an diesem Projekt habe ich mich oft gefragt, ob an dem fernen Tag, an dem das Werk vollendet sein und der akademischen Welt präsentiert würde, die Leser und insbesondere die Rezensenten es als einen Beitrag zur historischen Erkenntnis würdigen würden, der die darein investierte Mühe und Arbeit rechtfertigt.

Ich bin froh, am heutigen Tag hier in Seligenstadt die Gewißheit zu haben, daß die Antwort nur lauten kann: "Ja - jawohl".

LAUDATIO

auf den Einhard-Preisträger Prof. Dr. 0tto Pflanze von Kurt Düwell, Düsseldorf

Man könnte für den heute in Seligenstadt zu vergebenden Preis der Gattung Biographie eigentlich keinen besseren Namen als den Einhards finden. Seine nun bald 1200 Jahre alte Darstellung des Lebens Karls des Großen folgt zwar in stilistischer Hinsicht antiken Vorbildern, löst sich aber zugleich auch von ihnen und entwickelt ein selbständig gewonnenes Bild, das dem unmittelbaren persönlichen Erleben zu verdanken ist. Einhard schrieb in dem Bewußtsein, "daß niemand so wahr und treu wie ich das aufzeichnen kann, was ich selbst miterlebt und persönlich mit der Gewissenhaftigkeit eines Augenzeugen festgestellt habe und nicht genau wissen konnte, ob es von einem anderen aufgezeichnet werde oder nicht". Die unmittelbare Anschauung des von ihm selbst wahrgenommenen gibt seiner Karlsvita eine faszinierende Lebendigkeit.

Man kann daher wohl sagen, daß ein Markenartikel mit dem Namen Einhard-Preis für historische Biographie eine exzellente "trade-mark" für hervorragende biographische Leistungen ist. Und meines Erachtens könnte man derzeit auch keine bessere Wahl als die Verleihung des Preises an Herrn Prof. Otto Pflanze beschließen, dessen wissenschaftlich souverän und glänzend geschriebene Bismarck-Biographie mit ihrem differenzierten und ausgewogenen Urteil eine hervorragende Leistung darstellt, "ein Stück konsequenter Historisierung" (Eberhard Kolb). Man kann der kompetenten Jury der Einhard-Stiftung zu Seligenstadt zu dieser Wahl nur gratulieren. Der Einhard-Preis wird meines Erachtens seinen Weg in einer Zeit machen, in der viel von anonymen Strukturen, Systemen und Statistiken und nur wenig von Persönlichkeiten, allenfalls von "Kollektivbiographien" die Rede ist, was immer das auch sei. Solchen wäre allenfalls ein "Einheitspreis" angemessen. Im Falle des Einhard-Preises geht es glücklicherweise um etwas ganz anderes.

Allerdings: Einhard hatte es oder soll man sagen: machte es sich in allem leichter. Er konnte und wollte die Biographie seines Helden Karl, wie gesagt, nur aus der eigenen erlebten Anschauung beschreiben. Schon über die Kindheit Karls des Großen berichtete er nichts und wollte es auch nicht, weil er, wie Einhard selbst sagt, "dies für töricht hielt, denn darüber sei, wie er feststellt, "nirgends etwas aufgezeichnet ... und man findet niemand mehr am Leben, der Kenntnis davon zu besitzen behaupten könnte; ich will mich darum bei dem Unbekannten nicht aufhalten, sondern mit meiner Erzählung und Beschreibung gleich zu Taten, Sitten und was sonst noch von seinem Leben zu berichten ist, übergehen", d.h. Einhard hielt sich ganz an das, was er selbst bezeugen konnte. Er wetteiferte zwar mit der Darstellungskunst antiker Autoren, besonders den Kaiserviten Suetons, die er schon während seiner Erziehung im Kloster Fulda genauer kennengelernt hatte, ging aber gleichzeitig einen eigenständigen Weg.

Diese Selbständigkeit ist ein charakteristisches Kennzeichen der karolingischen Renaissance und seither aller Renaissancen. In der Neuzeit dagegen hat ein Biograph, und schon gar einer, der sich mit Bismarck beschäftigt, zusätzlich noch andere Aufgaben zu lösen. Vor allem muß er einen ungleich größeren schriftlichen Quellenbestand sichten und sich außerdem mit den schon vorhandenen großen Darstellungen z.B. von Erich Marcks, Erich Eyck, A.J.P. Taylor, Ernst Engelberg und, last but not least, Lothar Gall auseinandersetzen. Solche Quellenkämpfe sind das Schicksal aller "nachgeborenen" Biographen der Neuzeit. Ich möchte im folgenden nur noch wenig über Einhard, dafür etwas mehr über Prof. Otto Pflanze und vor allem über sein Oeuvre vortragen:

Konnte Einhard noch sagen, er wolle seine Leser nicht durch Weitschweifigkeit (prolixitate narrandi) abschrecken und nicht bei denen Anstoß erregen, denen auch die Alten und die von den gelehrtesten und beredtesten Männern abgefaßten Werke zuwider sind", so ist es für die Autoren der neuzeitlichen Biographien oft schwer, infolge des größeren zeitlichen Abstandes, aber auch der viel umfangreicheren Ouellenüberlieferung und zahlreicher schon vorhandener Darstellungen über die Hauptperson nicht in den Verdacht solcher prolixitas zu geraten. Sie verfügen meist nicht über die unmittelbare Anschauung des zeitgenössischen Miterlebens aus nächster Nähe und müssen dennoch versuchen, eine wahrhaftige und lebendige Darstellung der von ihnen porträtierten Gestalt und ihrer Bedeutung zu geben. Im Falle einer besonders wichtigen Persönlichkeit wie Bismarck geht es dabei auch nicht nur um ihre Stellung in der eigenen Zeit, sondern darüber hinaus auch um den Einfluß ihrer Zeit auf sie selbst und das Nachwirken ihrer Taten und Auffassungen bis in die Gegenwart.

Andererseits hatte Einhard es aber auch schwerer als die "modernen" Historiographen, denn seine Nähe zum Geschehen, die ihn uns als Zeugen so wertvoll macht, bedeutete, daß er zu seinem Leidwesen oft genug in die Händel und Streitigkeiten des karolingischen Hofes, ja selbst in die der Familie Karls hineingezogen wurde und dabei mitunter arg zwischen die Fronten geriet. Wenigstens dieses Problem hat der nachgeborene Historiograph Bismarcks nicht mehr. Dafür muß er sich aber mit konkurrierenden Autoren der Vergangenheit und der Gegenwart und mit der Kritik der "Zunft" auseinandersetzen.

Was Bismarck betrifft, begann dieses Problem schon im 19. Jahrhundert. Als der Historiker Heinrich von Sybel zwischen 1890 und 1894 sein siebenbändiges Werk "Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." vorlegte, wurde er von vielen Historikern beneidet, weil er schon 1881 von Bismarck die Erlaubnis erhalten hatte, als erster die Bestände der Staatsarchive und die Registratur des Auswärtigen Amts heranzuziehen. Außerdem konnte von Sybel dies direkt von Berlin aus tun, wo er seit 1875 Direktor der Preußischen Staatsarchive war. Diesen enormen Vorteil der großen Nähe zu den Quellen hat unser Preisträger Otto Pflanze leider nicht gehabt. Er mußte weite Reisen machen, bevor er seinen ersten großen Band zu seinem Hauptwerk "Bismarck an the Development of Germany", der die Periode der deutschen Einigung zwischen

1815 und 1871 behandelt, 1963 vorlegen konnte. Allein dies verdient schon Anerkennung.

Wir kommen damit zu unserer heute wichtigsten Person, dem Einhard-Preisträger. Zunächst war es Otto Pflanze überhaupt nicht möglich, Reisen nach Europa zu machen, denn für jemanden, der 1918 in den USA geboren war, ergab sich die Möglichkeit zu Forschungsreisen auf dem alten Kontinent eigentlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Man kann daher nicht sagen, daß Zeit und Raum Pflanzes Vorhaben einer Bismarck-Biographie besonders begünstigt hätten. Das wäre noch in der Weimarer Republik anders gewesen, als viele amerikanische Studierende an deutsche Universitäten kamen. Doch dazu war unser Preisträger noch zu jung. Otto Paul Pflanze wurde am 2. April 1918 in Maryville, Tennessee, etwa 30 km südlich von Knoxville, am Fuß des Appalachengebirges geboren. Als sein gleichnamiger Vater Otto Paul und seine Mutter Katrin geborene Mills die Geburt des Sohnes anzeigten, befanden sich die USA schon im Krieg mit Deutschland und gerade hatte der Entscheidungskampf des Ersten Weltkriegs in der Picardie zwischen Arras und La Fère begonnen, wo die erste deutsche Offensive des Jahres 1918 trotz der Gefangennahme von 90.000 britischen Soldaten stecken geblieben war. Auch die folgenden vier deutschen Offensiven bis Mitte Juli 1918 brachten trotz z.T. großer Geländegewinne keinen Durchbruch der deutschen Truppen nach Compiègne. Und seit dem 18. Juli 1918, nach dem Eintreffen der US-Truppen, war dann schon die entscheidende Gegenoffensive der Alliierten im Gang, die zu einem schnellen, wenn auch geordneten deutschen Rückzug und schließlich zum Waffenstillstand vom 9. November 1918 führte, während schon der politische Umschwung in Deutschland begonnen hatte.

Otto Pflanze wuchs in den Friedensjahren nach 1918 auf, erlebte in seiner Kindheit die Jahre der amerikanischen Prosperität, aber auch die der Wirtschaftskrise nach 1929 und dann als Jugendlicher von 15 Jahren die Politik von Roosevelts "New Deal", den er in Tennessee aus nächster Nähe miterleben konnte, als in den dreißiger Jahren die riesigen, durch Erosion geschädigten Überschwemmungsgebiete des Tennessee River in einer gigantischen Struktur-und Arbeitsbeschaffungsmaßnahme der Bundesregierung in Washington, des Kongresses und der sieben Anliegerstaaten durch die neue Tennessee Valley Authority gebändigt und Wiederaufforstungs- und Ansiedlungsmaßnahmen in großem Stil durchgeführt werden konnten. Als 1936 der erste Damm gegen die wilden Fluten, der Norris Damm nordwestlich von Knoxville mit seiner Talsperre, fertiggestellt werden konnte, begannen in Berlin die Olympischen Sommerspiele, die Hitler einen großen Propagandaerfolg brachten. Zu dieser Zeit schickte sich der High-School-Absolvent Otto Pflanze an, ins Maryville College einzutreten. Dort hat er 1940 in heimatlicher Umgebung den Bachelor-Grad erworben. Das liegt nun fast fünfzig Jahre zurück.

Die USA befanden sich zu diesem Zeitpunkt, 1940, noch nicht wieder im Krieg, so daß der glänzend qualifizierte College-Absolvent sein Studium in Neuengland an der Yale University in New Haven beginnen konnte, zum ersten Mal weit weg von daheim. Yale hatte damals gerade unter dem Präsidenten

James R. Angell einen großen Entwicklungssprung gemacht. Es muß eine besondere Freude gewesen sein, zu diesem Zeitpunkt an der Yale Univershät Geschichte zu studieren: Dem akademischen Lehrkörper gehörten damals u.a. der berühmte Althistoriker, Klassische Archäologe und Wirtschaftshistoriker Michael Ivanovich Rostovtzeff, ferner die angesehenen Historiker Wallace Notestein und Samuel Flagg Bemis, ein hervorragender Diplomatie-Historiker, und last but not least, Hajo Holborn aus Berlin an, der, von der dortigen Hochschule für Politik vertrieben, als Asylant über England nach Amerika gekommen war und seine erste Anstellung an der Yale University 1934 erhalten hatte. Als Otto Pflanze 1940 in Yale eintraf, war Holbom gerade Ordinarius geworden und gewann schnell eine Zahl bedeutender Schüler, von denen hier neben Otto Pflanze selbst noch der aus Berlin vertriebene Peter Gay, der Erforscher der französischen Aufklärung, späterer Freud-Forscher und Historiker der Weimarer Republik, sowie ferner die Historikerin Marjorie Lambert, der ebenfalls aus Berlin vertriebene und über England 1940 in die USA gekommeneWalter M. Simon, später zeitweise Professor in Stanford und an der Cornell University, sowie Walter Struve genannt seien. Otto Pflanze selbst hat diese Studienzeit in New Haven bei Hajo Holborn in einem Aufsatz sehr lebendig dargestellt. Diese Studienjahre wurden aber nach dem Erwerb des M.A. 1942 durch den Krieg unterbrochen.

Otto Pflanze diente 1942-1946 in der US-Army, zuletzt als First Lieutenant. Holbom war in den Jahren 1943 bis 1945 im Office of Strategic Studies des US-Außenministeriums tätig und wirkte dann noch bis 1948 als Berater von General Hilldring (Assistant Secretary of State) bei der Formulierung und Koordinierung der amerikanischen Politik in den besetzten Ländern Deutschland und Japan mit. Bis 1946 war der Kontakt zwischen Holborn und Pflanze also relativ oft unterbrochen.

Otto Pflanze konnte sich erst nach 1946 wieder als graduate student an der Yale University um die Vorbereitung seiner Dissertation kümmern. Was Pflanze bei Hajo Holborn gelernt hat, war, daß neben der Diplomatiegeschichte und der Geschichte der politischen Ideen auch die Wirtschafts- und Sozialge schichte, die Holborn in seinem Buch "The Collapse of Europe" (1946) und in seiner dreibändigen "History of Modern Germany" (1959ff) als weitere Dimension historischer Analyse stärker berücksichtigt hatte, ebenso für ihn, Pflanze selbst, ein wichtiger Aspekt seiner Forschungen wurde. Er teilte das große Interesse Holboms an Roosevelts "New Deal" und dessen sozialreformerischen Plänen. Aber dieses Interesse war nur der Ausdruck eines allgemeineren sozialhistorischen Ansatzes, wie er dann in Holboms, "Deutscher Geschichte in der Neuzeit" zur Anwendung kam. Diese zuerst auf Englisch erschienene "History Modern Germany" Holborns berücksichtigte die sozialgeschichtlichen Aspekte vom ersten Band an, der eine Analyse der feudalistischen Strukturelemente und der sozialen Spaltungen des 15. Jahrhunderts, der Wandlungen der Landwirtschaft in West- und Ostdeutschland und des Wandels in der Rolle der Zünfte des 16. Jahrhunderts sowie der neuen wirtschaftlichen und sozialen Zustände nach 1648 enthielt, bis hin zum dritten Band mit der Bismarckzeit und dem Aufstieg der sozialistischen Bewegung und der Gewerkschaften sowie einem sehr aufschlußreichen Abschnitt über "Wirtschaft und Gesellschaft im Kaiserreich"

Otto Pflanze hat einerseits diese Ansätze seines Lehrers übernommen und fortgeführt, andererseits ist er aber in seiner Bismarck-Biographie ganz eigene Wege gegangen. Dabei wirkte sich die große Tradition von Yale auf dem Gebiet der Diplomatiegeschichte aus, die besonders durch Samuel F. Bemis begründet, von Charles Seymour fortgesetzt und durch den Erwerb des großen Nachlasses von Colonel Edward M. House, eines Absolventen von Yale, über seine Tätigkeit als enger Berater von Präsident Wilson auf der Pariser Friedenskonferenz von 1919 auf eine wichtige dokumentarische Grundlage gestellt wurde. Auch Otto Pflanze wurde durch diese diplomatiegeschichtliche Tradition Yales mitgeprägt. Er schien daher auch der richtige Bearbeiter der "Documents on German Foreign Policy (1918-1945)", die unter Leitung des State Department als Serie C der "Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik" ab 1949 ediert wurden. Pflanze war Mitherausgeber der ersten drei Bände, die schon 1949/50 erschienen. Parallel dazu vollendete er 1950 bei Holborn seine Dissertation, die ihn auf sein großes Werk, die Bismarck-Biographie, vorbereitete. Ein erster Aufsatz "Bismarck and German Nationalism" erschien 1955 in der "American Historical Review".

Als Forschungsstipendiat des American Council of Learned Societies (1951/52) und des Fulbright-Förderprogramms (1955-1957) konnte Otto Pflanze schließlich den lange gehegten Plan einer umfassenden Bismarck-Biographie durch Forschungsreisen in die europäischen Archive weiterbringen. Nach Jahren harter Arbeit erschien 1963 bei Princeton University Press sein erster Band "Bismarck and the Development of Germany", der den Bandtitel "The Period of Unification" führte und die Zeit vom Wiener Kongreß bis zur deutschen Einigung von 1871 behandelte. Das Buch erhielt den alle zwei Jahre vergebenen Preis der angesehenen akademischen Gesellschaft "Phi Alpha Theta". Eine überarbeitete Fassung erschien 1990, und im gleichen Jahr, 17 Jahre nach dem ersten, konnte Otto Pflanze dann auch den zweiten und den dritten Band der amerikanischen Ausgabe vorlegen: "The Period of Consolidation", der die Jahre 1871 bis 1880 behandelt, sowie "The Period of Fortification", der die Entwicklung bis zu Bismarcks Tod 1898 darstellt und analysiert. Das Gesamtwerk erhielt 1991 den Preis der Association of American Publicists als das hervorragendste Buch im Bereich der Geschichtswissenschaft, der Regierungslehre und der Politikwissenschaft. Die Fertigstellung des umfangreichen Gesamtwerks war u.a. auch durch Forschungsstipendien der John S. Guggenheim Foundation, des National Endowment for the Humanities, des Institute for Advanced Study, des Historischen Kollegs München und der Thyssen- Stiftung zwischen 1967 und 1986 möglich geworden. In all diesen Jahren hatte Otto Pflanze zugleich Professuren an der University of Minnesota in St. Paul

(1961 - 1976) und an der University of Indiana in Bloomington (1977-1986) inne. Von 1987 - 1992 lehrte er dann an dem etwas kleineren Bard College in Annandale-on-Hudson im Staate New York, einem College, das der University

of Indiana attachiert ist. Insgesamt darf man daher wohl von einem engagierten Professorenleben sprechen, das noch bis ins hohe Alter durch eine immense akademische Lehrtätigkeit gekennzeichnet ist, die allein schon Bewunderung verdient.

Wie kann man "daneben" ein solches Mega-Werk intensiver Forschung wie Pflanzes Bismarck-Biographie schaffen? Man fühlt sich bei der Antwort an Rankes Bemerkung erinnert: "Ein Historiker muß alt werden." Und mit Blick auf Otto Pflanze muß man hinzufügen: Er muß dabei jung bleiben.

Die deutsche Ausgabe dieses Opus magnum in zwei Bänden ist inzwischen 1997/98 bei C. H. Beck zum 100. Todesjahr Bismarcks erschienen: Band 1 "Bismarck - Der Reichsgründer", Band 2 "Bismarck - Der Reichskanzler". Die im zweiten Band gegebene Darstellung und Analyse der Regierungszeit Bismarcks seit 1875 ist wohl die gründlichste, die es bisher gegeben hat. Daher wird sie die Historiker noch einige Zeit intensiv beschäftigen. Die Verfassungsentwicklung des Deutschen Reiches, die Bismarck ganz wesentlich bestimmt hat, aber auch seine in den Jahren 1890 bis 1894 noch nach seinem Abgang erwogenen und auch heute noch etwas erschreckenden Pläne zu einem Staatsstreich gegen die Verfassung sind hier minutiös beschrieben und kritisch erörtert. Der Bogen der Darstellung reicht also über die Zeit des aktiven Politikers Bismarck hinaus. In allem ist z.B. nicht nur das Raffinement des fertigen Bündnissystems, sondern auch die Verschlungen- und z.T. fast auch Verschlagenheit Bismarcks bei dessen Herbeiführung differenziert aufgewiesen. Bismarcks oft äußerst scharfsinnige Antizipation des Verhaltens seiner Partner und Gegner wird als charakteristische Fähigkeit einer außerordentlichen politischen Phantasie und Gestaltungskraft herausgearbeitet. Aber auch die Offenheit vieler politischer Situationen wird von Pflanze im Hinblick auf Options- und Alternativmöglichkeiten gezeigt, zwischen denen Bismarck jonglieren mußte. Die Zielgerichtetheit des bismarckschen Tuns, eine gewisse Zwangsläufigkeit bei der Herbeiführung der Ergebnisse, auch schon zuvor bei der Reichsgründung, erfährt durch Pflanze eine vorsichtige Relativierung. Der Autor weist darauf hin, daß Bismarck die soziale Entwicklung, insbesondere den beschleunigten Aufstieg der Arbeiterschaft, falsch eingeschätzt hatte und dagegen am Ende und nach seiner Kanzlerzeit nur noch einen "konterrevolutionären" Ausweg sah, verbunden mit der Aufhebung des allgemeinen, gleichen und geheimen Männerwahlrechts und der Umwandlung des Reichstages in eine Versammlung von Korporationen. Das Gewicht der Persönlichkeit verlagert sich so stärker auf die Fähigkeit, augenblickliche Lagen zu nutzen, allerdings auch neue künftige Lagen zu schaffen. Die hochkomplizierte Persönlichkeit Bismarcks läßt sich dabei immer wieder erahnen und zuweilen auch deutlicher erkennen, indem der Autor auch die Grundlagen der politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Auffassungen des Reichskanzlers genauer zu markieren versteht. Dies geschieht in einer Fülle von schriftlichen Zeugnissen und Details, die bisher in der sonst vorliegenden Literatur z.T. noch nicht erwähnt wurden. Wichtig ist aber bei allem profunden Quellenwissen Pflanzes immer wieder die klarsichtige Deutung, in die zuweilen auch psychoanalytische

Interpretationen eingehen, die der Autor als Methode schon 1972 in einem grundlegenden und immer noch sehr lesenswerten Aufsatz in der "American Historical Review" verteidigt hatte.

Dies sind jedoch in der Darstellung Pflanzes nur ergänzende Erklärungen zu einer Darstellung der diplomatischen und machtpolitischen Entwicklungsgeschichte der deutschen Einigung, die von Bismarck nach den Maßstäben der "Realpolitik" und des europäischen Gleichgewichts umsichtig gelenkt wurde. Daß er sich dabei besonders der nationalen Einheitssehnsucht des deutschen Bürgertums bediente und nach dem Krieg von 1866 rechtzeitig auch "den Süden gewann", ist vielleicht eine spezifisch aus dem Blickwinkel eines amerikanischen Historikers mit seinem Nord-Süd-Sensus erwachsene Erkennntnis, die im Kern zutrifft. Pflanze spricht von der "Brücke über den Main". Das Kapitel "Süddeutschlands Weg ins Reich" ist dafür charakteristisch. Aber neben diesen beiden dominanten Aspekten gibt es noch einen dritten, den Pflanze für fast ebenso wichtig hält: die Gewinnung der inneren Einheit geschah nach den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 auch durch Handel und Gewerbe, die von Bismarck als eine wichtige Wurzel für das Zusammenwachsen der Nation angesehen wurden, wie Pflanze den Kanzler aus einer Sitzung des Kabinetts des Norddeutschen Bundes schon vom März 1869 zitiert. Diese Betrachtungsweise ist in der bisherigen Bismarckliteratur wohl doch etwas zu kurz weggekommen.

In Pflanzes großem Werk sind die geistigen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Kräfte der 1870er und 1880er Jahre in ihrer dichten Verwobenheit in einer Art aufgewiesen, die in manchem an Holborn erinnert, dem auch die deutsche Ausgabe gewidmet ist. Aber Pflanze betont mehr als Holborn den Niedergang des deutschen Liberalismus nach 1875, den Bismarck mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln herbeigeführt und beschleunigt hat. Denn die von Bismarck begrüßte Gründung der Deutschkonservativen Partei 1875, die Hinwendung zum Schutzzoll 1878, die Verfolgung der Sozialdemokratie und selbst die längst fällige Beilegung des Kulturkampfs bis 1887 gingen neben der Einführung der Sozialgesetze in den 1880er Jahren sämtlich auf Kosten der Liberalen. Selbst der Grundgedanke der Sozialversicherung, eine eigentlich fortschrittliche Sicherungspolitik zugunsten der Arbeiter, entwickelte in Wirklichkeit eine Tendenz zur Bürokratisierung und konservativ-patriarchalischen Tutel, die den Ideen des Liberalismus von Selbstbestimmung und Selbstverantwortung völlig entgegengesetzt war. Hier ließe sich mit Otto Pflanze, der, wie neuere Auffassungen sagen, wohl etwas zu sehr die Verdienste Bismarcks um die Sozialversicherung, aber ohne deren strukturelle Schwächen, betont, trefflich streiten oder sagen wir besser: in einen freundschaftlichen Diskurs treten.. In einem Punkt, den Pflanze luzide beschreibt, gibt es allerdings gewiß keinen nämlich bei der Einordnung von innenpolitischem Mißerfolg Bismarcks einerseits und seiner außenpolitischen Fortune andererseits. Dabei ist das innenpolitische Bündnis von "Roggen, Eisen und Tinte", wie Pflanze die konservative Innenpolitik Bismarcks als Ausgleich der Interessen von

Großagrariern, Großindustrie und Machtsicherung der Bürokratie charakterisiert, sicher noch die am ehesten gelungene innenpolitische Allianz gewesen. Sie verlor jedoch allmählich ihren großen Effekt, wie die Wahlen zeigten. Aber auch die Liberalen aller Richtungen sind nach den Reichstagswahlen von 1887 zusammen nie mehr nennenswert über 100 Sitze im Reichstag hinausgekommen, während die Sozialdemokraten nach Aufhebung des Sozialistengesetzes 1890 an Stimmen und, mit Ausnahme der Wahlen von 1907, auch an Sitzen stetig, bis auf 110 Mandate, zugenommen haben. Dagegen fiel nach dem Abgang Bismarcks die Stimmen- und Mandatszahl der beiden konservativen Parteien zusammen genommen im Reichstag seit den Wahlen zwischen 1890 und 1912 stark ab, von 93 Süzen 1890 auf 57 im Jahre 1912.

Die Gründe hierfür liegen früher. Otto Pflanze beschreibt, wie Bismarck schon vor dem Dreikaiserjahr von 1888 allmählich einsam wurde und er besonders mit seinen innen- und sozialpolitischen Vorstellungen zunehmend allein stand. Aber auch in der Außenpolitik - und hier besonders in der neuen Kolonialpolitik - geriet Bismarck fast ins Abseits der gesellschaftlichen Forderungen. In der Kolonialfrage hat er 1883/84, wie Otto Pflanze sehr deutlich zeigt, nur mühsam und contre coeur die gesellschaftlichen Kräfte steuern können, indem er sich in den Strom gleichsam "einschleuste". Seine nüchterne Realpolitik erlitt in diesen 1880er Jahren einen empfindlichen Riss: Otto Pflanze schildert mit Recht sehr kritisch, wie Bismarck, der zuerst strikt gegen deutsche Kolonien in Übersee war, in der Situation von 1883/84, als eine wirtschaftliche Depression sich bemerkbar machte, zeitweise glaubte, Kolonien könnten als Absatzmärkte des deutschen Industrieexports und als Auffangbecken für die deutsche Auswanderung Bedeutung bekommen. Plötzlich fürchtete auch er, bei der Verteilung der Welt könne Deutschland, während die alten Kolonialmächte auch neue Erwerbungen zu machen suchten, zu spät kommen. Hinzu kam, daß den Hansestädten Hamburg und Bremen, die 1884 immer noch nicht dem Deutschen Zollverein beigetreten waren, für diesen Schritt - er erfolgte erst 1888 - eine Gegenleistung des Reiches in Form eines "Reichsschutzes" für deren afrikanische Handelsniederlassungen in Angra Pequena, Togo und Kamerun gewährt werden sollte. So ließ er sich, wie Pflanze schreibt, zum Kolonialismus "bekehren", z.T. wohl auch ein Zugeständnis an die in der Öffentlichkeit sehr wirksame und laute Propaganda des Deutschen Kolonialvereines, der es seit seiner Gründung 1882 innerhalb von zwei Jahren auf 9000 Mitglieder gebracht hatte.

Aber Bismarck hat diesen Schritt schon bald bereut und seinem leitenden Beamten für Handelsangelegenheiten im Auswärtigen Amt, dem Kolonialaktivisten Heinrich von Kussorow, 1890 den Vorwurf gemacht, daß er ihn "in den Kolonialtaumel" hineingebracht habe. Bismarck hatte noch 1881 peremptorisch gesagt: "Ich will auch gar keine Kolonien. Die sind bloß für Versorgungsposten gut. In England sind sie jetzt nichts anderes, in Spanien auch nicht. Und für uns in Deutschland - diese Koloniegeschichte wäre für uns genauso wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben." (S.371).

Aber dann hatte er diesen "seidenen Zobelpelz" doch übergezogen, war der Fata Morgana, wie Otto Pflanze sagt, doch aufgesessen und hatte sich bald selbst darüber zu ärgern begonnen. Die erste deutsche Erwerbung in Südwest-Afrika durch Lüderitz, die 1884 in Deutschland den kolonialpolitischen Enthusiasmus auslöste, sah Bismarck schon bald sehr kritisch. Eine sehr krasse Äußerung Bismarcks, die Otto Pflanze nicht zitiert, die aber in dieses Bild nachträglicher Reue über die Kolonialpolitik sehr gut paßt, sei erwähnt. Als Bismarck 1885 im Reichstag gefragt wurde, ob es stimme, daß er nach Südafrika reisen wolle, soll er geantwortet haben: "Ja, und zwar auf dem Kamel, das diese Nachricht in die Welt gesetzt hat".

Noch 1880 war der Kanzler der Meinung gewesen, zu der er 1888 allmählich wieder zurückkehrte, daß nämlich Deutschland keine genügende Flotte habe, um Kolonien zu schützen, und die deutsche Bürokratie nicht "gewandt" genug sei, um die Verwaltung solcher Länder zu leiten. Aber er hatte 1884 den Schritt in die Kolonialpolitik getan, weil er eine Lösung des Problems darin sah, daß Deutschland keine Kolonisation a la française mit der Entsendung von Kolonisten, Beamten und Soldaten betreiben werde, sondern, wie er in der Reichstagsrede vom 28. November 1885 sagte, einen anderen Weg für möglich hielt: "Die Flagge soll dem Handel folgen, nicht ihm voraus gehen... Das ist mein Ziel. Ob wir das nun gleich von Haus aus erreichen können, oder ob wir uns Gesellschaften, die stark genug sind, erst heranpflegen müssen, das weiß ich nicht, aber mein Ziel ist der regierende Kaufmann und nicht der regierende Bureaukrat in jenen Gegenden, nicht der regierende Militär und der preußische Beamte; unsere geheimen Räte und versorgungsberechtigten Unteroffiziere sind ganz vortrefflich bei uns, aber dort in den kolonialen Gebieten erwarte ich von den Hanseaten, die draußen gewesen sind, mehr, und ich bemühe mich, diesen Unternehmern die Regierung zuzuschieben. Mein Ziel ist die Regierung kaufmännischer Gesellschaften, über denen nur die Aufsicht und der Schutz des Reichs und des Kaisers zu schweben hat." (S.387). Sehr treffend bemerkt Otto Pflanze hieran anschließend: "Nichtsdestoweniger wurden zuletzt alle deutschen Schutzgebiete "Treibhauskolonien" des Typs, den er mißbilligte."

Bismarck ahnte wohl, daß er sich auf einen Weg begeben hatte, der allerlei Risiken barg, nicht zuletzt den einer Flottenrivalität mit Großbritannien, die seine Nachfolger für weniger riskant hielten. Wenn sie dann fast zynisch von einer deutschen "Risikoflotte" sprachen, so meinten sie damit aber irrigerweise, das Risiko liege auf britischer Seite. Die Flottengesetze Tirpitz' und Wilhelms II. von 1898, 1900 und ihre Novellierung von 1912 waren nur die letzte Konsequenz dieses riskanten Weges, der die Beziehungen zu England, der Flottenmacht Nummer 1, stören mußte. Schon Bismarck betrachtete diesen sich abzeichnenden Weg immer skeptischer, hatte sich im Ansatz aber selbst darauf festgelegt. Hier, wo er sich in seiner Außenpolitik einmal vom sogenannten Primat der Innenpolitik hatte leiten lassen und Bismarck den gesellschaftlichen Forderungen einmal folgte, wurde die Richtung immer bedenklicher.

"Es sollte inzwischen offenkundig sein", schreibt Pflanze gegen Ende seiner

großen Darstellung, "daß es - fundamental - der sich beschleunigende Prozeß wirtschaftlichen und sozialen Wandels in der modernen Welt gewesen ist, der Bismarcks System zum Untergang verurteilte."

Die Spannungen multiplizierten sich vor allem in der Innenpolitik und hier besonders in der Sozialpolitik, und zwar trotz der bismarckschen Sozialgesetzgebung der 1880er Jahre. Denn über sie wollte der junge Kaiser Wilhelm II. gerade noch hinausgehen. Das Verhältnis Bismarcks zum jungen Kaiser wurde besonders durch die Streikbewegung der Bergarbeiter 1889/90 schwieriger. Die zum Teil berechtigten Forderungen der Kumpel wurden anfangs, im Mai 1889, auch von Bismarck gesehen, der z.B. die den Arbeitern von den Unternehmern auferlegten Geldbußen, nämlich Abzüge vom Lohn wegen nicht übernommener Überstunden, ablehnte, aber andererseits den Staat in den übrigen Fragen, wie Otto Pflanze zeigt, in einer neutralen Rolle zwischen der "liberalen Bourgeoisie" und den Arbeitern halten und nicht Partei ergreifen wollte. Anfangs schien Bismarck auch nichts gegen eine teilweise Verstaatlichung der Bergwerke zu haben, also eventuelle Rückkehr zu dem 25 Jahre zuvor vom Staat aufgegebenen Direktionsprinzip. Aber je mehr sich der Kaiser, der zu einer Art "sozialem Volkskaiser" werden wollte, auf die Seite der Bergarbeiter stellte, desto kritischer wurde der Kanzler, der die Übergriffe Wilhelms II. in die Geschäfte der Ober- und Regierungspräsidenten in Schlesien, Rheinland und Westfalen als nicht konstitutionell ablehnte. Der Kaiser wollte der Staatsregierung eine Art Oberleitung des Bergwesens verschaffen, weil bei einer Reihe von Unternehmern "die Erzielung möglichst hohen Ertrags der einzig maßgebende Gesichtspunkt" sei und ,jede Rücksicht auf das Gemeinwohl und auf das Ergehen der Arbeiter" fehle (S. 574). In dieser Hinsicht waren die Auffassungen Bismarcks und des Kaisers gar nicht so weit auseinander. Der strittige Punkt lag vielmehr im verfassungsrechtlichen Bereich, wie Otto Pflanze sehr prägnant schreibt: "Der Kohlenbergbaustreik im Mai 1898 offenbarte den Drang Wilhelms II. nach direkter Herrschaft, und die niederen Beamten der preußischen Monarchie waren seiner stürmischen Initiative gern gefolgt. Das Problem, das auf diese Weise sichtbar wurde, sollte sich noch als verhängnisvoll erweisen." (S.576)

Das zeitweise Interesse Bismarcks an staatssozialistischen Lösungen, wie sie ihm in der Bergbaufrage von seinem Berater Carl Freiherr von Gamp gemacht wurden, erinnert ein wenig an die Gespräche, die Bismarck 1863 mit Ferdinand Lassalle über die Rolle des Staates in der Arbeiterfrage geführt hat. In beiden Fällen gewinnt man den Eindruck, daß Bismarck sich wohl über diese Konzepte gründlich informieren wollte, aber nicht ernstlich vorhatte, einer Realisierung solcher Pläne näherzutreten. Sondierte er also lediglich? Otto Pflanze ist hier anderer Ansicht und mißt den Vorschlägen von Gamps einen mindestens zeitweise stärkeren Einfluß auf Bismarck bei. Er schreibt: "Hier haben wir den

zeitweise stärkeren Einfluß auf Bismarck bei. Er schreibt: "Hier haben wir den Beweis, daß seine in dieselbe Richtung zielende Erklärung während der Sitzung des preußischen Staatsministeriums am 12. Mai nicht nur taktischer Natur war, sondern einen Plan betraf, den er ernstlich erwog. Während der in-

nenpolitischen Krise im Mai 1889 spielte Bismarck mit einem weiteren großdimensionierten staatssozialistischen Plan, der, wenn er bekannt geworden wäre, in den Vorständen des Industriekapitalismus für einen Aufschrei der Empörung gesorgt hätte." (S. 581)

Der junge Kaiser - der "junge Herr", wie Bismarck sagte - schien dagegen einer Verstaatlichung des Bergbaues in dieser Phase schon stärker als Bismarck zuzuneigen. Die zunehmende Entfremdung zwischen ihm und dem Kanzler rührte zu einem großen Teil, wenn auch nicht ausschließlich, daher, daß er länger als Bismarck an dieser Konzeption festhielt. Wilhelm II. wollte den Arbeitern 1898/90 sozialpolitisch entgegenkommen, drohte ihnen aber zugleich für den Fall weiterer Streiks und Unruhen. Otto Pflanze zieht eine markante Äußerung des Kaisers heran, die Lucius von Ballhausen in seinen "Bismarck-Erinnerungen" (1920) zu Fragen der Streiks und eines Arbeiterschutzgesetzes wie folgt überliefert: "Da müsse noch ungeheuer viel geschehen, er müsse verhindern können, daß das Kapital die Arbeiter aussaufe. Die Industriellen seien nicht alle wie Krupp und Stumm, welche gut für ihre Arbeiter sorgten. Die meisten beuteten sie rücksichtslos aus und ruinierten sie. Er betrachte es als seine Pflicht, sich hier einzumischen und dafür zu sorgen, daß keine Streiks und Bedrückung der Leute erfolge. Die Aktiengesellschaften sorgten gar nicht für ihre Leute, manche beständen aus Ausländern." (S.592)

Demgegenüber macht Otto Pflanze in der Folge dann die zunehmend kritischere Einstellung Bismarcks gegenüber der Arbeiterschaft deutlich: Während der letzten sechs Monate des Jahres 1889, als Bismarck immer stärker auch die Verlängerung des Sozialistengesetzes forderte, habe er bei der Beurteilung des Arbeitskampfes im Kohlenbergbau immer mehr dazu geneigt, "aus der Perspektive der Grubenbesitzer zu urteilen". Ja. Ende des Jahres 1889 habe Bismarck seinem Innenminister von Boetticher "Richtlinien", wie Otto Pflanze sagt, "befohlen": "Vor allem sollte darauf hingewiesen werden, daß wir uns mit den Arbeitern eine Gefahr großziehen, die schließlich nicht nur bei den Wahlen, sondern auch in der Armee sich fühlbar machen wird. Das Streben der Arbeiter nach immer weniger Arbeit und nach immer mehr Lohn wird niemals eine in sich abgeschlossene Grenze finden.' Überschreite man diese Linie', so drohe eine Verteuerung der Industrie und Schwächung ihrer Konkurrenzfähigkeit im Auslande'. 'Heilung' sei nur möglich "durch Vergewaltigung der Arbeiter', die den Einflüsterungen der sozialdemokratischen und ultramontanen Feinde der Monarchie nicht widerstehen.' Arbeiterbewegungen der Art, wie Deutschland sie gegenwärtig erlebe, würden am Ende, selbst wenn das gegenwärtig noch nicht der Fall sei, von sozialdemokratischen Extremisten angeführt werden. Die Regierung könne sich von der Sozialdemokratie nicht führen lassen." (S.591.) Zu diesem Zeitpunkt war das Verhältnis Bismarcks zum Kaiser kaum noch reparabel. Aber auch die objektiven gesellschaftlichen Verhältnisse wiesen immer mehr Spannungen auf. Otto Pflanze schreibt: "Im Rückblick ist es unvorstellbar, daß die in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts bestehende soziale und politische Ordnung sich im 20. Jahrhundert noch lange hätte

halten können, selbst wenn es nicht zu den Katastrophen der beiden Weltkriege gekommen wäre." (Band 11., S. 672) Es gelang nicht, die Arbeiterschaft in das neue Kaiserreich zu integrieren. Der junge Kaiser Wilhelm II., beseelt von der Idee eines "sozialen Volkskaisertums", auch entschieden gegen die Verlängerung des Sozialistengesetzes eingestellt und mit Bismarck über eine Arbeiterschutzgesetzgebung streitend, ließ es darüber zum Bruch kommen und verabschiedete den Kanzler aus dem Amt. Er fürchtete wohl, und hat es auch gesagt, daß mit Bismarck und seinem Anhang die "Hausmeier" allmählich die Gewalt im Reich übernehmen könnten. Man fragt sich, was wohl Einhard, unser Seligenstädter Biograph Karls des Großen, zu dieser "Hausmeier"-These gesagt hätte.

Otto Pflanze kommt in seinem opus magnum abschließend auf Bismarck als Legende seiner Zeit und späterer Jahrzehnte zu sprechen. Diese Legende, so resümiert Pflanze, ist im wesentlichen zerstört, weil schon innerhalb von fünfzig Jahren nach Bismarcks Tod fast alles zusammengebrochen ist, was er geschaffen bzw. konserviert hat. Die deutsche Einigung von 1990 ist hier wohl nur ein schwaches Gegenargument. Pflanze weist darauf hin, daß Bismarcks "weiße Revolution", wie es Lothar Gall genannt hat, also die Schaffung und Steuerung des Reichs "von oben" in den Jahren 1866 bis 1879, eigentlich schon zehn Jahre nach 1879 in erste strukturelle Schwierigkeiten gekommen sei, wenn seine Schöpfung zunächst auch noch fast vierzig Jahre Bestand hatte. "1889-1890 war die Zeit reif für eine weitere weiße Revolution, für eine kühne, neue Initiative und Konzessionen, die das System vielleicht ein weiteres Vierteljahrhundert lang hätten stabilisieren können, vielleicht länger, eine Initiative mit dem Ziel, dem System die Fähigkeit zur evolutionären Reform ohne Revolution - ob weiß oder rot - zu geben. Bismarck sah diese Krise schon seit Beginn der achtziger Jahre kommen, am klarsten während der letzten Monate seiner Amtszeit. Aber er wußte keine Lösung außer Gegenrevolution... Bismarck blieb nichts anderes übrig als sich hinter die Wälle des Privilegiums zurückzuziehen und sich für eine lange Belagerung zu rüsten. Diese Möglichkeit aber auch nur in Betracht zu ziehen kam schon einem Eingeständnis der Niederlage gleich. Er hatte keine Kompromisse mehr anzubieten..." (II, 674 f.)

Otto Pflanze ist in seinem Fazit mit guten Gründen auch sehr skeptisch gegenüber der Möglichkeit, daß das Reich nach Bismarcks Abgang vielleicht auf andere Weise den Weg zu einer Modernisierung und Parlamentarisierung gefunden hätte. Die Hindernisse sieht er nur zu deutlich: Für eine Beseitigung des Dreiklassenwahlrechts bei den Wahlen zur zweiten Kammer des preußischen Landtags war das preußische Herrenhaus, d.h. die entscheidende erste Kammer des Landtags, nicht zu gewinnen. Aber ohne eine solche preußische Reform, die auch die Wahlkreise hätte neu gliedern müssen, war auch eine Neugestaltung der Reichsverfassung im Sinne der Einführung einer Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und der Minister gegenüber dem Reichstag nicht zu erreichen, weil die konservativen Stimmen Preußens im Bundesrat dies verhindert hätten. Alle diese Barrieren und das konservative Bollwerk aus preußischem

König und Staatsministerium standen einer Demokratisierung und Parlamentarisierung des Reiches und erst recht Preußens völlig entgegen.

Ein Ausweg aus dieser Sackgasse wäre fast ein Wunder gewesen. "Und doch", so schreibt Otto Pflanze, "hätte ein entschlossener Reichstag mit Unterstützung einer starken - und lautstarken - öffentlichen Meinung in einer bedrohlichen, fast revolutionären Situation eine Bresche in die Mauern schlagen können. Eine innere Krise dieses Ausmaßes konnte jedoch in Deutschland vor 1914 von keiner möglichen Kombination von Kräften und Parteien gezielt herbeigeführt werden. Die Sozialdemokraten hatten sich im Laufe der neunziger Jahre von der Verpflichtung auf revolutionäres Handeln entbunden und 1912 vermutlich ihre größte Anziehungskraft bei den Wählern erreicht. Die Linksliberalen hatten in jedem Fall zu wenig Massenbasis und politische Durchsetzungskraft, um auf der nationalen Ebene mit den Sozialisten zusammenzuarbeiten. Und weder das Zentrum noch die Nationalliberalen wären für die Mitwirkung bei einem solchen Abenteuer zu haben gewesen.

Die Gelegenheiten (wenn sie es denn wirklich waren), nach dem Daily Telegraph-Interview 1908 die Abdankung Kaiser Wilhelms II. zu erzwingen und nach dem Zwischenfall in Zabern 1913 das preußische Militär an die Kandare zu nehmen, gingen ungenutzt vorüber. Erst ein Weltkrieg und die sich abzeichnende Niederlage Deutschlands erzeugten die Krise, die für einen erfolgreichen Angriff auf Bismarcks Festung notwendig war. Und selbst dann kam der Entschluß zum Handeln von oben, nicht von unten, aus dem Etablishment, nicht aus dem Reichstag." (II, 684). Dies ist die nüchterne Bilanz eines Historikers, der in seinem Bismarck-Buch gleich auch alle Möglichkeiten der Nachfolgezeit gründlich durchgerechnet hat.

An Otto Pflanzes großer Bismarck-Biographie ist viel zu loben - nicht zuletzt die umsichtige und differenzierte Darstellung der Interdependenzen zwischen den politischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Energien und Konflikten des Kaiserreichs, wodurch diese Biographie zugleich zu einer Spiegelung der allgemeinen deutschen Verhältnisse im 19. Jahrhundert wird. Pflanze selbst bezieht sich hier auf Wilhelm Dilthey, mit dem er die Gattung der historischen Biographie an der Schnittstelle zwischen allgemeiner und individueller Geschichte und in einem engen "Wirkungszusammenhang" stehend sieht.

In solcher Porträtierung der individuellen Persönlichkeit, die in ihrer Zeit und deren Gesellschaft als außergewöhnliches Phänomen mit außergewöhnlicher Ausstrahlung und Wirkung, freilich auch mit teilweise außergewöhnlich düsteren Zügen, anschaulich wird, zeigt Otto Pflanzes Darstellung Bismarcks eine meisterliche Verbindung von individueller Gestalt und generellem Bild der Zeit. Dies macht meines Erachtens die große Biographie aus, von der wir uns noch viele Folgebeispiele wünschen. Möge daher Seligenstadt mit seinem *genius loci* und mit der Verleihung des Einhard-Preises an Otto Pflanze eine Pflanzstätte künftiger biographischer Forschung werden!

Der Einhard-Preis

Wie es dazu kam und warum er geschaffen wurde

Bemerkungen anläßlich der ersten Verleihung des Einhard-Preises am 13. März 1999 in Seligenstadt

von Franz-Friedrich Neubauer

Die Idee des Einhard-Preises ist geraume Zeit alt. Sie war ursprünglich mir gekommen, und ich habe sie zum ersten Mal vor mehr als zehn Jahren in diesem Raum auf einer Jubiläumsveranstaltung vorgetragen.

Obwohl damals das Echo sehr freundlich war, hat niemand die Idee aufgegriffen. Sie schlummerte, bis vor einiger Zeit die "Ordensbruderschaft vom Steyffen Löffel", dieser wohltuend quirlige Unruhefaktor in unserer Stadt, die Idee wieder aufgriff, mich am Portepée packte und sagte: "Nun mach' mal!". Ich nahm die Herausforderung an, allerdings unter der Bedingung, daß der Gedanke der Schaffung des Preises von einer breiten Gruppe unterstützt würde. Mittlerweile fand sich denn auch ein Kreis zusammen, der die Idee systematisch weiterentwickelte.

Was waren unsere Beweggründe für die Schaffung des Preises?

Hier einige der wichtigsten darunter:

Wir waren der Auffassung, Seligenstadt habe eine Verpflichtung, das Gedächtnis Einhards intensiver zu würdigen. Die Stadt verdankt ihm außerordentlich viel und Dankbarkeit gebietet, die Erinnerung an ihn wieder stärker in das Bewußtsein der Menschen unserer Zeit zurückzurufen. Dies, so meinten wir, könne beispielsweise dadurch geschehen, daß man sein wichtigstes literarisches Werk, die "Vita Karoli Magni" zum Anlaß nähme, einen Literaturpreis für eine herausragende Biographie zu schaffen. Dieses Werk Einhards - obwohl es vielleicht gar keine Biographie im modernen Sinne darstellt - ist ein Buch mit ungewöhnlich weitreichender Wirkung.

Namhafte Historiker sind der Auffassung, daß die hohe Popularität, die Karl der Große noch immer genießt, zu einem großen Teil auf dieser liebevollen, großund warmherzigen Lebensbeschreibung des Kaisers beruht. Wurde die "Vita" doch im Mittelalter häufig abgeschrieben und war weit verbreitet.

Wenn Sie mir hier eine kleine Abschweifung erlauben, so möchte ich auf eine interessante Parallele hinweisen, die mir dieser Tage in den Sinn gekommen ist. Kürzlich las ich eine Biographie von Harun al-Raschid, dem großen Kalifen im Orient und Zeitgenossen Karls des Großen. Dabei fragte ich mich unwillkürlich, warum Harun praktisch der einzige Kalif ist, den selbst wir Okzidentalen spontan beim Namen nennen können. Die Antwort, die mir nach einigen Nachden-

ken in den Sinn kam, zeigt eine frappierende Parallele zu Karl dem Großen auf: die Erinnerung an Harun al-Raschid hat sich wohl vor allem deshalb so tief in das Gedächtnis und das Bewußtsein der Menschen eingeprägt, weil Harun eine der zentralen Figuren in einem anderen, wohl noch bedeutenderen Werk der Literatur ist, nämlich dem Buch "Aus Tausend und einer Nacht". Dort stellt die Erzählerin immer wieder den glänzenden Herrscher aus Bagdad in den Mittelpunkt ihrer nächtlichen Erzählungen.

Verzeihen Sie mir die naive Faszination, den diese Art der Wirkung der Literatur in einem Laien auslöst. Diese beiden beherrschenden Figuren des frühen Mittelalters haben durch ihre Taten, Kriege und Verträge mühelos Eingang in die Bücher der Geschichtswissenschaft gefunden. Ins Bewußtsein einer breiten Bevölkerung ist ihr Bild aber über den Weg der Literatur gedrungen. Dieser Aspekt ist gut eingefangen in einem Wort, das E. T. A. Hoffmann, der romantische Dichter, über "Tausend und eine Nacht" gesagt hat: ".. so kommt es, daß wir glauben, jene Leute ... wandelten noch immer unter uns. So groß ist die Darstellung in jenem ewigen Buch."

Zurück zu unseren Beweggründen. Hier ein anderer:

Wir glaubten ferner, daß ein Literaturpreis für eine Biographie selbst in unseren so sehr aufs Visuelle ausgerichteten Tagen noch immer Resonanz in einer breiteren Öffentlichkeit finden könne. Ich selbst habe in meiner Arbeit mit Managern festgestellt, daß viele unter ihnen - und oft sind es die interessantesten und erfolgreichen - freimütig bekennen, daß sie für "Fiction", Belletristik also, nichts übrig haben, und daß sie, wenn sie lesen, vor allem zu Biographien greifen. Sie wollen offensichtlich die Welt nicht nur durch die eigene Beobachtung, sondern auch durch die Augen anderer verstehen lernen. Diese Literaturgattung mit unseren bescheidenen Mittel auf europäischer Ebene zu fördern, schien uns ein lobenswertes Unterfangen.

Ein weiterer, recht praktischer Beweggrund: Nach unseren Nachforschungen gibt es in Europa keinen Literaturpreis für eine Biographie. Es bestand also durchaus eine Marktlücke, wenn ich einmal einen Ausdruck aus meiner Welt gebrauchen darf. Der einzige Preis für eine Biographie, den wir ausfindig machen konnten, ist der Pulitzer-Preis in den Vereinigten Staaten. Dieser Preis, den die Columbia University in New York alljährlich für verschiedene Literaturgattungen ausgibt, wird auch einmal im Jahr für eine herausragende Biographie verliehen. Wir fanden, die Gesellschaft mit einer renommierten Institution wie der Columbia University könne unserem kleinen Seligenstadt nicht schaden.

Das bringt mich zu dem nächsten Beweggrund: Es bestand unseres Erachtens durch die Schaffung eines solchen Preises auch die Möglichkeit, Seligenstadt etwas von dem internationalen Rang zurückzugeben, den es zur Zeit des welt-läufigen Einhard einmal besaß. Diese Stadt war einer der Plätze, wo sich die Großen des neunten Jahrhunderts trafen.

Soviel zu einigen der Beweggründe, die hinter dem Vorschlag standen.

Als wir uns im einzelnen ans Werk machten, wurde uns rasch klar, daß wir uns auf ein gewagtes Unterfangen einlassen würden. Fehlte uns doch jegliche Glaub-

würdigkeit für ein solches Vorhaben. Wir begriffen sehr rasch, daß wir fachmännischen Rat und fachmännische Hilfe von hoher Qualität benötigten, sollte das Unterfangen glaubwürdig sein. Wir sind sehr glücklich hier dankbar zu vermerken, daß uns großzügig erstklassige Hilfe zuteil wurde, und zwar in verschiedener Hinsicht:

Nämlich

- ° bei der Konzipierung des Preises,
- ° bei der Auswahl der Jury und
- ° bei der Wahl des ersten Preisträgers.

Bevor ich zu diesen drei Punkten - Konzept, Auswahl der Jury und Wahl des ersten Preisträgers - einige Worte sage, möchte ich auch erwähnen, daß in einer Parallelbewegung eine gemeinnützige Stiftung ins Leben gerufen wurde, deren Aufgabe es sein solle, den Preis zu vergeben. Damit sollte für den Preis eine Unabhängigkeit vom politischen Spiel der Kräfte gesichert werden. Außerdem gingen wir daran, unsere Mitbürger einzuladen, als Stifter finanzielle Mittel für den Plan zur Verfügung zu stellen. Auch hier kann ich vermelden, daß wir auf ein sehr wohlwollendes Echo stießen. Ein breitgestreuter Kreis von Bürgern und Freunden Seligenstadts zeichneten Stiftunganteile, einige unter ihnen mit sehr erheblichen Beträgen. Die Bemühung um den Einhard-Preis wurde also auch aus dieser Hinsicht zu einem spontanen Anliegen von Bürgern, die die Initiative zur Verwirklichung dieser Idee ergriffen.

Trotz der ansprechenden Kapitalbasis der Stiftung möchte ich gern die Gelegenheit benutzen, darauf hinzuweisen, daß uns weitere Stifter jederzeit herzlich willkommen sind. Wir hoffen, daß die erste Verleihung des Einhard-Preises noch manchen unter Ihnen bewegt, sich unserem Kreis anzuschließen.

Doch zurück zu den oben erwähnten drei Punkten.

Das Konzept des Preises

Ein kurzes Wort über das Konzept des Preises. Als wir es abfaßten, wurde uns wiederum die großherzige Hilfe eines Fachmannes zuteil. Ich brauche nur einige Aspekte des Konzeptes in Ihre Erinnerung zu rufen.

Auszeichnungswürdig sind literarische, historische und politische Biographien eines lebenden Autors. Das auszuwählende Werk soll u. a. drei Kriterien erfüllen:

- es soll hohen Maßstäben der biographischen Fachwelt genügen,
- es soll von guter Lesbarkeit sein und
- soll exemplarische Qualität besitzen, d. h. es soll augenöffnend und wahrnehmungsändernd sein.

Weiterhin soll im Einklang mit dem historischen Vorbild der Karlsvita die in der preisgekrönten Arbeit dargestellte Person in ihrem politischen, oder aber auch wissenschaftlichen, religiösen, künstlerischen oder wirtschaftlichen Lebenswerk in enger Beziehung zu Europa stehen. Viele von uns in der Einhard-Stiftung

sind vielleicht zagende, aber doch überzeugte Europäer. Diese Dimension sollte deshalb unseres Erachtens Teil des Konzeptes sein.

Nun könnte man die Frage aufwerfen, ob es zur Zeit Einhards das Konzept Europa überhaupt bereits gab. Darüber läßt sich sicher trefflich streiten. Unstrittig ist für uns, daß es damals ohne Zweifel eine abendländische, europäische Wertegemeinschaft gab, die des lateinischen, christlichen Europa. Außerdem können wir zur Untermauerung unseres Standpunktes ins Feld führen, daß schon in einem großen Gedicht über die Begegnung Karls mit dem Papst Leo III. im Sommer 799 in Paderborn der Frankenkönig als "pater Europae" bezeichnet wird; auch andere Zeitgenossen suchten mit dem Bezug auf Europa einen angemessenen Ausdruck für Karls Herrschaft und Reich.

(Fußnote: Michael Borgolte: "War Karl der Große wirklich groß?", Frankfurter Allgemeine, 4. März 1999, S.56)

Gegen den Hintergrund dieser europäischen Dimension des Konzeptes ist es verständlich, daß nach unseren Intensionen die Autoren aus verschiedenen Ländern stammen sollen; allerdings sollte das Werk in deutscher Übersetzung vorliegen.

Autobiographien sind ebenfalls wählbar. Dagegen wird die EinhardStiftung keine biographischen Werke rein enthüllenden Charakters auszeichnen.

Die Jury von Fachleuten

Da wir von der Einhard-Stiftung uns mit der Schaffung des Einhard-Preises auf ein Gebiet begaben, auf dem wir bestenfalls gebildete Laien sind, bestand die Gefahr, daß unsere Bemühungen von der Fachwelt als gutgemeint abgetan werden könnten. Wir stellten uns der Gefahr und fanden eine Formel, mit der wir glauben, dieser Gefahr begegnen zu können: Wir sicherten unsere Begeisterung ab mit dem unabhängigen Urteil einer Jury, bestehend aus ausgewiesenen internationalen Fachleuten. Ihnen und nur ihnen oblag es, den Preisträger zu küren.

Sie kennen die Mitglieder unserer Jury aus der Presse; ich möchte sie dennoch kurz hier vorstellen:

Es ist M. Jean Favier, Historiker und Professor an der Sorbonne in Paris. Er war u. a. außerdem lange Zeit Leiter der französischen Nationalarchive und ist Leiter der Unesco-Delegation Frankreichs. Bienvenu à Seligenstadt, M. le Professeur!

Das zweite Mitglied der Jury ist der Biograph und Historiker Professor Roberto Zapperi, Römer von Hause aus und Autor mehrerer biographischer Werke, darunter sein jüngstes über Goethe in Rom, das gegenwärtig von der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" in Fortsetzungen abgedruckt wird.

Benvenuto a Seligenstadt, Dottore Zapperi!

Der Jüngste im Bunde ist das deutsche Mitglied der Jury, Dr. Gustav Seibt;

Historiker vom Werdegang her und heute Mitglied der Kulturredaktion der "Berliner Zeitung", vormals Leiter des Literaturblattes der F. A. Z.. Außerdem ist er selbst Träger eines Literaturpreises. Seien auch Sie herzlich willkommen in unserem Kreis, Herr Seibt!

Aus unserer Sicht arbeitete die Jury glänzend und vor allem großzügig zusammen. Obwohl jedes Mitglied seine eigenen Kandidaten für den Preisträger hatte, einigten sie sich in ihren Diskussionen relativ rasch auf das Werk von Otto Pflanze. Er und mehrere Mitglieder seiner Familie sind heute unter uns.

A heartfelt welcome also to you and your family, Professor Pflanze. (Leider spreche ich nicht den Mecklenburgischen Dialekt, sonst hätte ich Sie in der Sprache Ihres Großvaters begrüßt, dessen Wiege in Mecklenburg stand).

Glückwünsche zur getroffenen Wahl

Die Jury hat mit Professor Pflanzes Bismarck-Biographie eine Wahl getroffen, zu der wir seit ihrem Bekanntwerden von einer Reihe von Fachkundigen herzlich beglückwünscht wurden. Vielen Dank! Wir werden nachher in der Laudatio von Professor Düwell noch mehr darüber hören.

Parallel mit der Arbeit der Jury liefen noch zwei andere Aktivitätsstränge: Ein prominentes Mitglied unserer Gruppe brachte es fertig, Professor Kaunziger, einen der führenden deutschen Organisten, zu überzeugen, daß er aus Anlaß der Einhard-Preisverleihung eine Orgelkomposition schreiben solle. Er hat unseren Wunsch erfüllt und die Komposition wurde heute Nachmittag in der Basilika eindrucksvoll uraufgeführt. Ganz herzlichen Dank, Professor Kaunzinger.

Schirmherrschaft der EU

Während die Jury ihrer Arbeit nachging, wandten wir uns an Jacques Santer, den Kommissionspräsidenten der EU in Brüssel, mit der Bitte, die EU möge doch die Schirmherrschaft für die erste Einhard-Preis-Verleihung übernehmen. In seinem freundlichen Antwortbrief hat uns der Chef seines Kabinetts mitgeteilt, daß die EU gern dieser Bitte nachkomme. Ich freue mich, heute hier auch Herrn Axel R. Bunz, den Leiter der Vertretung der Europäischen Union in Deutschland, begrüßen zu können.

Das bringt uns zum heutigen Tag, dem Kulminationspunkt eines hektischen, arbeitsintensiven Jahres. Wenn ich heute am Anfang dieser Feierstunde für eine Viertelstunde hier am Rednerpult stehe, so nehme ich eigentlich in unziemlich großem Umfang das Rampenlicht in Anspruch. Ich stehe nur stellvertretend für eine ganze Gruppe von begeisterten Mitwirkenden, die keine Mühe und Zeit gescheut haben, diesen Tag heute Wirklichkeit werden zu lassen.

Ich möchte zum Schluß kommen: Wir hoffen, daß wir heute eine fruchtbare Tradition beginnen.

Wir hoffen, daß sich der eindrucksvollen Biographie Otto Pflanzes über Bismarck noch eine lange Reihe von Büchern anschließen wird, die mit dem Einhard-Preis ausgezeichnet wurden.

Möge jedes dieser Bücher eine ähnliche Qualität besitzen, wie sie der französische Dichter Stendal dem bereits erwähnten Werk "Tausend und eine Nacht" zugewiesen hat: "Es ist ein Buch, das man immer wieder völlig sollte vergessen können, um es mit erneuter Lust wieder zu lesen".

Die Einhard Stiftung zu Seligenstadt

wurde am 13. März als rechtsfähige Stiftung bürgerlichen Rechts errichtet und am 23. April 1998 vom Regierungspräsidium Darmstadt unter III 21-25d 04.11-(8)-19 genehmigt.

Zweck der Stiftung ist es, die Idee der europäischen Einigung auf der Ebene einer traditionsreichen Stadt anschaulich und die gemeinsamen historischen Wurzeln der europäischen Nationen sichtbar zu machen.

Der Stiftungszweck wird insbesondere verwirklicht durch Vergabe eines nach Einhard benannten Literaturpreises für eine herausragende Biographie einer Persönlichkeit, deren wissenschaftliches, religiöses, politisches, künstlerisches oder wirtschaftliches Lebenswerk in einer engen Beziehung zu Europa steht.

Stifterversammlung

Karl Wolf, Rüdiger Binsack, Dr. Peter Kappen, Hans Jürgen Köhler, Ludwig Krayer, Peter Laube, Prof. Fr. Franz Friedrich Neubauer, Andreas Neubauer Franz Preuschoff, Hubert Rüll Bruno Winkler, Dr. Hans Wurzel, Katharina Grimm, Heimatbund Seligenstadt eV, Ordensbruderschaft vom Steyffen Löffel, Dr. Hans-Jürgen Wolfring, Martin Wurzel, Adolf Zeller, Hubert Neubauer, Franz-Josef Hovestadt, Pfarrer Paul Kämmerling, Kanzlei Ludwig - Wollweber - Bansch, Hanau, Sparkasse Langen Seligenstadt, Alfons Kämmerer, Stadt Seligenstadt

Kuratorium

Prof. Dr. Jean Favier, Paris, Paris - Prof. Dr. Roberto Zapperi, Rom - Dr. Gustav Seibt, Hamburg - Dr. Friedrich Hornbach, Seligenstadt - Prof. Dr. Franz Friedrich Neubauer, Lausanne und Seligenstadt

Präsidium

Andreas Neubauer - Karl Wolf - Prof. Dr. Franz Friedrich Neubauer Dr. Hermann Schefers, Klaus Schöneich

Ständige Berater

Peter Laube, Franz Preuschoff

